Offener Schreibebrief von Lizzie Hanfstengel.

No. 571. Ich kann Ihne sage, ich hen schreckliche Dage verlebt, wo ich die Suspischen gehabt hen von wege den Philipp, was mein Hosband is. Es is ja gut genug, mer kann die Fohrtschentellerss nit alles glauwe, awwer in meinem Käs is es das rechte gewese. Wo soll sie denn her gewißt hen, daß der Philipp e Schwiethart hat, wenn es nit wahr gewese wär? Wisse Se, Mister Edithor, wenn ich auch keine von die allerschmarteste sin, weiß ich doch soviel, daß sich en Mann nit auffidse duht un sei Fehs schehfe dutu n e Kahrnehschen in sei Bottenhohl stecke duht — jehs, das duht er, die Miß Gunterschblum, wo en seckend Kossen von die Wedesweilern ihre Ehntie ihren Onkel is, hat ihn an die Stritt gesehn, wenn er e Karnehschen in sei Bottenhohl gewohre hat — well, ich hen also gewißt, daß en Mann nit das alles duht, wenn er nit e Schwiethart hat. For mich duht er keine Kahrnehschen wehre, nat bei en lange Schatt. Un denke Se nur emal an, ich hen auch Perkjuhm an sei Henkerschiff genohtißt! Ich hen awwer noch e annere Diskowwerie gemacht: Er duht auch nit seine Schnuffbacks mitnemme, wenn er an die Wummen kahle duht! Well, wenn das bei den Philipp kein schuhres Sein is, daß er krehfig geht, dann möcht ich es wisse.

Wie er das letzte mal von sein mistierjusse Tripp heimkomme is, da hen mir off Kohrs schon all ins Bett gelege, awwer ich hen nit schlafe könne, ich sin zu eckseitet gewese. So hen ich denn meine Ohre gespitzt un hen alles höre könne, was vor gange is. In die erschte Lein hat er sich sei Schnuffbacks getäckelt un hat wenigstens siwwezehn Schnuffs in einen String getäckelt, den Weg hat er widder aufmache wolle for was er gemißt hat; sehn Se, wenn e menschliche Nos an so ebbes gewöhnt is, dann duht se rebellisch werde un brüllt nach Schnuff wie das Kamel in der Wieschte Sarah nach Wasser. Well wie er sein Gesichtsvorsprung sättisfeit gehabt hat, da is sein Dorscht an die Reih komme. Er hat sich en ganze Hiep Battele aus die Eisbacks geholt un nach den Spied, wie die Battle geohpend sin worde, muß er en ganz barbarische Dorscht gehabt hen. Wie das Battelöffne in etwas größere Zwischeräume komme is, da hat er gestart zu wissele. Der Philipp hat nie nit in sei Lewe singe könne, das is eine von die viele Gabe, wo ihn die Mutter Naduhr versagt hat — awwer wissele hat er gar nit gekönnt un for den Riesen hen ich auch trotz mei musikalische Ohre den Tuhn nit ausmache könne. Awwer es is doch ennihau strehnsch un suspisches, wenn en Mensch ebbes duhn will, was er gar nit kann. Well, damit war sein Prohgramm awwer immer noch nit fertig. Befohr daß er ins Bett gange is, hat er auch noch en Etempt gemacht zu singe. Das Lied hen ich auch nit gekennt, awwer mit einem mal hör'n ich wie er singe duht „Holde Susanne". So das hat es for mich gesettelt. Also Susanne heißt das Frauenzimmer! Well, es is Zeit, hen ich zu mich gesagt, daß ich die Geschicht emal stappe.

Ich hen gar nicks gesagt, bis sein Ausgehdag komme is. Wie gewöhnlich hat er sich widder in en große Schehp aufgefickst un wie er noch bei den Schehfe war, sin ich schnell zu die Wedesweilern gelaufe un hen die gesagt, se sollt emal reiteweg komme, ich wollt se mit wo hin nemme un ich deht sie an den Weg alles eksplehne. Neigierig is ja die Wedesweilern immer un wenn es ebbes auszufinne gibt, dann is se immer reddig. Nach e paar Minnits is se auch bei mich gewese; mer hen uns ganz still verhalte, bis der Philipp aus den Haus fort is. Dann sin mer nach geschniett. Mer hen uns immer in e Distenz halte müsse, bikahs ich hen doch nit gegliche, daß uns der Kunnesehn sollt. Die Wedesweilern is puttinier for Neugierde gebostet. Ich hen awwer nicks gesagt, bis nach so ebaut e halwe Stund wahke der Philipp in e Haus enei geschniett is. Jetzt hen ich zu die Wedesweilern e kliene Brest gemacht. Sie hat mich ganz ruhig zugehört un wie ich fertig gewese sin, da hat se gesagt: „Lizzie ich kann nit annerschter leigele, es duht keinder suspisches gucke, awwer befohr, daß ich so ebbes von mein Hosband denke deht, deht ich mich doch noch emal lang besinne." „Das hen ich auch gedahn, hen ich gesagt, un ich sin sogar bei die Fohrtschenteller gewese un die hat mich ecksäctlie das nämliche Ding gesagt." „Du machst mich sick, hat die Wedesweilern gesagt, un wenn ich das gewißt hätt, dann wär ich nit mit dich gange; ich hen e bessere Opinjen von dein Hosband; der is sättisfeit, wenn er in sei Haus sei Ruh un in unser Haus sei Bierche hat un sein Schnuff in alle Beide". Well, hen ich gesagt, du kannst jetzt sage, was du willst, ich sin jetzt hier un jetzt find ich aus, was es is". Ich sin in das Haus gange un sin obstehrs un da hen ich an e Dohr e Sein geneohtißt, wo es dran gesagt hat: „Joe Schwingbein, Dehnzing Ekademie". Ich hen die Bell gerunge un da hat einer die Diehr aufgemacht un hat mich inseit gelasse un da hen ich mein alte Fuhl gesehn, wie er mit e Lehdie, wo wesigstens zehn Jahr älter gewese is wie mich, en Schattisch gedanzt hat un der Mister Schwingbein hat das Peieno gespielt. In den Ruhm ware noch drei odder vier annere Schentelmänner un ich hen dann ausgefunne, daß der Philipp sich e wenig in die neimodische Dehnzes ettjutehte hat wolle un hat sich von den Mister Schwingbein un seine Frau instrockte lasse! Ich hen arig emberrest gefühlt un hen mich widder enausgeschniett, mitaus daß mich der Philipp genohtißt hat. Ich hen gesehn, daß ich en Fuhl aus mich gemacht hen un hen dieselwe Minnit mein Meind aufgemacht, daß ich das Wort Schellusie aus mein Dickschenerrie auskotte wollt.

Mit allerhand Achtung
Yours
Lizzie Hanfstengel.

Der vorsichtige Hausvater.

Er: „Da Du also heut' selbst zu kochen anfangen willst, habe ich Dir ein Buch als Angebinde mitgebracht."

Sie: „Gewiß ein Kochbuch."

Er: „Nein. — Erste Hilfe bei plötzlichen Unglücksfällen."

Beim Wort genommen.

„Ich möchte Sie um etwas bitten, hoffe bestimmt, daß Sie es für sich behalten!"

„Gern, mit dem größten Vergnügen!"

„Leihen Sie mir 50 Mark!"

„Gut, die werde ich für mich behalten."

Enfant terrible.

Tante (erzählend): „Vor Wuth habe ich mit den Zähnen geknirscht!"

Der kleine Neffe: „Mit den neuen, Tante?"

Schüttelreimlicher Monolog.

Die Gentlemen bei Regenwetter
Sind nur des Flirtes wegen Retter.

Heirathsantrag.

Junge Wittwe, Mutter von acht Kindern, des Alleinseins müde, sucht passende Partie.

Richtig.

Gläubiger: „Endlich treffe ich Sie einmal zu Hause, Herr Süffel — Da werde ich heute doch mal mein Geld bekommen!"

Süffel: „Mein Lieber, wenn ich Geld hätte, wäre ich nicht zu Hause!"

Richter: Haben Sie außer diesem noch einen Wunsch?
Zum Tod Verurteilter: Ja, — lassen Sie sich nachher für mich hängen!

Marokko und seine Krieger.

Angesichts der neuesten Kämpfe in Marokko ist es vielleicht nicht unangebracht, einiges von der Kampfesweise der Mauren zu erzählen. In Marrokko ist jedermann Krieger, sobald er sich im Besitz einer Waffe befindet. Darum ist das höchste Ziel jedes Mauren ein Gewehr. Es kommt ihm dabei zunächst nicht darauf an, ob es auch trifft. Die Hauptsache ist, daß es knallt. An diesem Geräusch hat der Marokkaner eine unbändige Freude, wie er überhaupt starke Töne liebt. So ist das Lieblingsinstrument die Trommel. Immerhin wissen die Mauren, die mit Europäern in Verbindung gekommen sind, den Werth eines modernen Gewehrs zu schätzen und in den Kämpfen um Casablanca haben sie es bald gelernt, auch zu treffen.

Die Gewehre, die man im Besitz der Eingeborenen findet, sind von überraschender Mannigfaltigkeit. Da ist zunächst der alte einheimische Vorderlader mit dem kurzen reichverzierten geschweiften Griff und dem trichterförmig endenden Lauf, der zum Theil noch mit Steinschloß arbeitet. Dann sind da sämmtliche Gewehre, die in Europa einmal ausrangiert wurden, vom Chassepot an bis zu den neuesten Konstruktionen. Der Araber gibt den Systemen herrliche Namen. So heißt das Steinschloßgewehr: Vater des Augenlides. Andere heißen: Vater der Kapsel, des Hebels, des Dornes usw. Besondere Heldenthaten erlauben dem Besitzer, eine oder mehrere Trodeln am Gewehr anzubringen.

So sehr er die Flinte liebt, so wenig hält er sie aber sauber. Besonders bei der eigentlichen Truppe befinden sich die Gewehre in jammervollem Zustande; verrostet und verbogen, so daß es kein Wunder ist, wenn der Soldat sich vor der eigenen Waffe fürchtet, wie ich selbst beobachten konnte. Sie klemmen meist den Kolben gegen den Magen und drücken mit abgewandtem Kopfe los. Sobald die Kugel im Lauf ist, überlassen sie es Allah, ob sie ihr Ziel findet, und es scheint diesem gleich zu sein, ob sie sich bei ihrem Lauf in einen Feind oder Freund verirrt. Bei den Kampfspielen ist den Marokkanern der Gebrauch der Platzpatrone fremd. Nur bei Vorderladern stopfen sie einen Papierpfropfen hinein. Oft thut aber auch ein Stein dieselben Dienste, und dann knallt es besser.

Bei der Passion der Mauren für das Schießeisen ist der Waffenhandel das beste Geschäft, das man in Marokko machen kann. Er wird als Schmuggel in reichstem Maß betrieben. Die Strafen sind nicht so hoch, daß sie abhalten könnten, bei diesem Geschäft mit einem Gewinn von ein paar Hundert Prozent zu arbeiten. Ich habe von den witzigsten Methoden reden hören, unter denen man Waffen einschmuggelte: als Instrumente für Krankenhäuser, oder in Schmalzfässer eingegossen. Patronen werden natürlich auch ungewöhnlich hoch bezahlt. Während der Casablancaaffäre kam eine Patrone oft auf 75 Cents zu stehen.

Außer dem Gewehr trägt der Maure an Waffen, was man sich immer nur wünschen kann. Säbel, Dolche, Spieße, Hellebarden, Keulen und gebogene Knüttel, mit denen besonders Hirten gut zu schleudern verstehen. Ich selbst wurde einmal von einem Bengel im Haschischrausch mit einem alten französischen Bajonett attakiert, was, da ich unbewaffnet war, ziemlich kitzlich wirkte.

Geht der Maure auf den Kriegspfad, so zieht er die Kapuze seiner Kutte (Djillaba) über den Kopf, schlingt den Turban darum, was ihm ein sehr martialisches Aussehen gibt, und schürzt das lange Gewand hoch, daß es die Beine zum Sprunge frei läßt.

Normalerweise kämpfen die Mauren zu Pferde. Sie haben dabei eine althergebrachte Taktik, die sie auch im Frieden stets üben, in der sogenannten Fantasia. Sie besteht darin, daß zwei Abteilungen gegeneinander anreiten, zuletzt in sausenden Galopp übergehen und auf ein gegebenes Zeichen des Führers ihre Flinten losknallen, dann wenden, zurückrasen, auf der Flucht laden und wieder von vorn beginnen. Das Spiel setzen sie stundenlang fort, sich an dem Knall berauschend, ohne auf die Ermüdung der Pferde Rücksicht zu nehmen. Pferde sin ja kein großer Werthgegenstand in Marokko, und von der zärtlichen Liebe des Arabers zu seinem Reitthier merkt man dort wenigstens nichts. Sie peinigen die Thiere mit langen Stacheln und den spitzen Enden der breiten Steigbügel bis aufs Blut, lassen sie ruhig hungern, putzen sie fast nie. Sie können in unserem Sinne nicht reiten, und fallen nur dank der hohen Sättel nicht ab, in denen sie eingeklemmt sitzen, und die für den Europäer, der Fühlung mit dem Pferd zu haben gewohnt ist und freie Bewegung will, eine Qual sind. Dadurch, daß die Marokkaner das Pferd nicht leiten, hat es eine große Selbständigkeit, und die marokkanischen Pferde gehen Galopp in einem Gelände, wo der Europäer absteigen würde, um das Pferd an die Hand zu nehmen.

Ebenso wie bei ihren Fantasias halten sie es auch im Ernstfall. Sie schwärmen blitzschnell gegen den Feind an, drücken ab, fliehen, laden und kommen zurück. Haben sie einen Gegner erlegt, so ist ihr Hauptbestreben, sich in den Besitz seines Kopfes zu setzen, der die Trophäe bildet. Hat zum Beispiel die Armee gesiegt, so werden die abgeschnittenen Köpfe eingesalzen und an den Sultan geschickt, der damit die Stadtmauern sinnig ausschmückt. Wehe aber dem Feind, der lebend in die Hand des Gegners fällt. Er wird mit den unsinnigsten Martern zu Tode gequält oder, wenn er sie übersteht, als Sklave verkauft.

Die Krieger, die nicht beritten sind, schwingen sich hinter die Reiter aufs Pferd und springen kurz, bevor sie an den Feind gelangen, herunter, um zu Fuß zu kämpfen. Es gibt auch eine Fantasia zu Fuß, die aber weniger eine Kampfweise markiert, als vielmehr eine Art Exekution. Die Theilnehmer schleichen katzenartig hintereinander her im Kreise, dann, auf ein Zeichen, schwingen sie sich im Bogen herum und drücken ihre Flinten nach der Mitte des Kreises zum Boden hin ab, wo man sich das Schlachtopfer denken mag.

Der Antrieb zum Krieg liegt für den Mauren entweder in der Habgier oder in der Liebe zur Freiheit, beides gemischt mit religiös fanatischen Empfindungen. Ist doch jeder Ungläubige eo ipso Feind, und ein gutes Werk ist es, ihn zu tödten. Darum machen sie auch Landsleute, mit denen sie Streit anfangen wollen, mit Vorliebe der Abtrünnigkeit verdächtig. Der verflossene Sultan Abdul Asis wurde immer Nasrani (Christ) gescholten, und eins der beliebtesten Schimpfworte ist Kaffer, das heißt Heide. Andererseits sind gerade die Heiligen, die Scherifen, wieder dazu ausersehen, den Frieden zu vermitteln. Besonders die Heiligen von Wasan sind hierzu prädestiniert.

Wenn auch jeder Maure Krieger ist, so ist doch nicht jeder Soldat. Es besteht zwar so etwas wie eine allgemeine Dienstpflicht, jeder Stamm, jedes Haus muß ein bestimmtes Kontingent liefern, doch der einzelne kann sich freikaufen. Wer jedoch einmal Soldat ist, bleibt es sein Leben lang, wenn er nicht desertiert. Solange kein Krieg ist, besteht das Soldatsein in Marokko im Schlafen, was man dort Wachehalten nennt, im Singen, Spielen und Essen. Manchmal werden in den Küstenstädten auch militärische Uebungen vorgenommen, wobei man unter gräßlichem Gequiete und Getrommel im Gänsemarsch herumläuft. Da der Pascha-Gouverneur einer Stadt Zivil, wie Militärperson ist, so bilden die unter ihm stehenden Soldaten auch die Polizei.

Auf dem platten Land wird die Polizei von den Mohasni ausgeübt, der eigentlichen Kavallerie. Es sind Elietruppen, taktisch zwar werthlos, aber einzeln sehr brauchbare Leute. Sie sind Lehnsleute des Sultans und haben oft erblich ein Stück Land zugewiesen erhalten mit der Verpflichtung, beritten zum Kriegsdienst bereit zu sein.

Dr. J. Imig.

Was kostet die Entdeckung Amerikas?

In Genua wurden vor einiger Zeit einige sehr wichtige Dokumente gefunden, die sich auf die Seefahrten des Christoph Columbus beziehen und eine Art von Rechnungslegung darstellen. Aus diesen Schriftstücken kann man mit Leichtigkeit feststellen, wie viel dem Columbus und seinen Leuten für die Fahrt gezahlt worden ist, auf der er Amerika entdeckte. Wenn man damit die Summen vergleicht, die heutzutage für wissenschaftliche Expeditionen ausgegeben werden müssen, dann kommt man zu dem Schlusse, daß in früherer Zeit die großen umwälzenden Leistungen billiger gewesen sind. Christoph Columbus hat jedenfalls die Entdeckung Ameritas sehr billig berechnet. Die Posten, aus denen sich die Gesammtunkosten zusammensetzen, sind das Gehalt des Christoph Columbus, die Gehälter der beiden ihn begleitenden Kapitäne und die Gehälter der Mannschaften. Christoph Columbus erhielt nach den in Genua gefundenen Ausweisen als Chef der Expedition einen Jahresgehalt von 1600 Lire, also rund 25 Dollars monatlich. Jeder der beiden Kapitäne, die ihm unterstellt waren, erhielt ein Jahresgehalt von 900 Lire. Die Mannschaften bezogen pro Kopf monatlich eine Löhnung von 12½ Lire. Die Ausrüstung der Flotille, die Columbus nach dem neuen Erdteile trug, kostete insgesammt 14,000 Lire. Die Lebensmittel, die den Seefahrern mitgegeben waren, und in lebendigem Geflügel, Brot, Mehl, Hülsenfrüchten und Wein bestanden, wurden pro Kopf mit 6 Lire monatlich berechnet. Die Gesammtverpflegung kostete 2900 Lire.

Wenn sich die Völker nicht immer wieder weis machen ließen, daß sie „berechtigte Interessen" in anderen Ländern hätten, dann wären Heere und Flotten überflüssig und der Weltfriede das natürlichste von der Welt.

* * *

Sie: „Das Essen hat den Herren allen recht geschmeckt; aber um eine unserer Töchter hat keiner angehalten." — Er: „O, diese Zechpreller!"

* * *

Da Zeit Geld ist, sollte im Strafgesetz ein Paragraph vorgesehen sein, wonach die bestraft werden können, die uns die Zeit stehlen.

Robinson und seine Insel.

Von Th. v. Wittemberg.

Der Held der berühmten Jugenderzählung „Robinson Crusoe", die der englische Schriftsteller David Defoe im Jahre 1719 verfaßte, ist keine bloße Phantasiegestalt. Sein Urbild ist vielmehr bekanntlich der schottische Matrose Alexander Selkirk, dessen Berichte Defoe die Anregung zu seiner Erzählung gaben. Man hat eine Zeitlang behauptet, daß Defoe die Tagebücher dieses Seemannes in unerlaubter Weise ausgenützt und sie zum größten Theil abgeschrieben habe. Heute aber steht es fest, daß Defoe seine Erfindungsgabe in den Einzelheiten frei walten ließ und auch die erzieherische Grundidee, die die Entwicklung eines Charakters zeigen soll, der alles seiner eigenen Kraft verdankt, selbständig schuf.

Ebenso hat Defoe den Schauplatz umgeändert. Während sich in der Erzählung Robinson auf eine Insel rettet, die unweit der Orinocomündung liegt und darum zu den Kleinen Antillen gerechnet werden kann, verbrachte Selkirk die Jahre seiner Abgeschiedenheit auf Mas a tierra, einer Insel, die zur Inselgruppe Juan Fernandez im Stillen Ozean gehört, unter fast derselben Breite wie Valparaiso liegt und rund 350 Meilen von der chilenischen Küste entfernt ist.

Alexander Selkirk wurde 1676 in Largo, einem Dörfchen in der schottischen Grafschaft Fife, als Sproß einer Schifferfamilie geboren. Seine unmittelbaren Vorfahren führten ein abenteuerliches Leben u. geriethen auch verschiedentlich mit den Gesetzen in Konflikt. Sein Urgroßvater ertrank im Eismeer, sein Großvater wurde von einem Haifisch verschlungen, sein Vater war ein allzu eifriger Verehrer des Grogs und wurde wegen seiner Vorliebe für fremdes Eigenthum an der Bramstange eines Westindienfahrers aufgeknüpft. Seine Großmutter büßte im Spinnhaus, und seine Mutter war durch den Strick gestorben, als den jungen Alexander, der mancherlei auf dem Kerbholz hatte, die Abenteuerlust erfaßte und er zur See ging.

Wie er in seinen Mitteilungen, die 1712 in der Zeitschrift „The Englishman" erschienen, erzählt, begleitete er auch den Weltumsegler Dampier als Bootsmann auf dessen Entdeckungsfahrten nach Neuholland und der Südsee im Jahre 1699. Später trat Selkirk in den Dienst des Kapitäns Harding, der mit seinem Schiff „Cinaueports" nach der Südsee auslief. Mit ihm konnte sich Selkirk nicht vertragen, wobei die Schuld nicht allein an ihm gelegen zu haben scheint, da der Kapitän ein Trinker und wüster Mensch war. Auf der Rückfahrt nach England einigte man sich dahin, daß das Schiff die Juan Fernandez-Gruppe aufsuchte, wo sich Selkirk auf der schon erwähnten Insel Mas a tierra aussetzen ließ.

Die Aussetzung erfolgte im September 1704 in einer seichten Bucht. Die ganze Inselgruppe war eine beliebte Zufluchtstätte der Seeräuber, die damals unter dem Namen „Flibustier" in den südamerikanischen Gewässern ihr Unwesen trieben. Auch Dampier, der frühere Kapitän Selkirks, hatte eine Zeitlang den Flibustiern angehört und gelegentlich die Inseln besucht. Im Gegensatz zu Defoes Schilderung, nach der Robinson aller Hilfsmittel bar an den Strand gespült wird, stattete Harding Selkirk mit Kleidung und Schuhwerk, einem Bett, Beil, Messer und Feuerzeug, einer Muskete und einigen Pfund Pulver, verschiedenen Schiffsinstrumenten, einer Bibel und Samen von Weizen, Rüben und Küchenkräutern aus. Da, wie bemerkt, die Flibustier die Insel zeitweilig als Zufluchtsort benützten, so fand Selkirk auf ihr zahlreiche verwilderte Ziegen vor, die von entlaufenen Ziegen der Flibustier abstammten, sich leicht jagen ließen und ihm genügend Fleischnahrung lieferten. In der Nähe des Aussetzungsplatzes erbaute sich Selkirk zuerst zwei Hütten und legte sich sodann am Bergabhang eine Höhle an, die noch heute vorhanden und ziemlich geräumig ist. In ihr brachte er auch die eingefangenen und gezähmten Ziegen unter, von deren Milch und Fleisch er bei einer etwaigen Erkrankung zu leben gedachte. Er lag denn auch wirklich einmal vierzehn Tage krank, als er bei der Ziegenjagd einen Abhang heruntergestürzt war.

Im ganzen verweilte Selkirk vier Jahre und vier Monate auf der Insel. Obgleich er sich ganz wohl fühlte, fehlte ihm doch mit der Zeit mehr und mehr die menschliche Gesellschaft, so daß er immer sehnlicher von einem Felskegel unweit seiner Wohnstätte nach einem vorbeipassierenden Schiff auslugte. Einmal landete ein spanisches Schiff. Selkirk, der eine Kleidung aus Ziegenfellen trug und ziemlich verwildert aussah, suchte sich den Spaniern zu nähern. Doch gaben diese auf ihn Feuer, so daß er schleunigst die Flucht ergreifen mußte. Endlich nahte ihm aber doch die Erlösung. Am 1. Februar 1709 erschien unter dem Weltumsegler Wood Rogers eine englische Fregatte, die ihn aufnahm. An Bord des Schiffes traf er auch Dampier wieder, der den Posten eines Steuermanns versah. Im Jahre 1711 kehrte Selkirk nach England zurück.

Das ist in kurzen Zügen die Grundlage zu der Erzählung Defoes.

Die Juan Fernandez-Gruppe, die zu Chile gehört, zerfällt in drei Inseln. Die kleinste dieser Inseln ist Santa Clara, die wegen ihres Ziegenreichthums auch Goat Island genannt wird. Gegen 100 Meilen westlicher liegt die Insel Mas a fuera. Mas a fuera ist mit dichten Waldungen bedeckt, und an seinen Küsten finden sich zahlreiche Seehunde vor.

Die östliche der Inseln ist Mas a tierra, Selkirks Einsiedlerstätte. Sie mißt 14 Meilen in die Länge, fast 5 Meilen in die Breite. Sie ist vulkanischen Ursprungs, meist bergig und erreicht im 3280 Fuß hohen Cerro del Yunque ihre größte Erhebung. Die Küste ist wenig gegliedert, doch gewährt die San-Juan-Bautista-Bucht im Norden einen brauchbaren Hafenplatz. Außer der Chontapalme wird die Pflanzendecke von einer großen Anzahl verschiedener Farne und Farnbäume gebildet, die in ihrer Gestaltung der Flora Neuseelands ähneln. Die Thierwelt ist vertreten durch eingeführte und verwilderte Ziegen, Esel, Schweine, Rinder und Pferde, sowie durch eine Drosselart, mehrere Raubvögel und einen nur hier heimischen Kolibri.

Das Klima ist mild-ozeanisch und gesund. Bei vorherrschend östlichen Winden dauert die Regenzeit vom April bis September, so daß die Insel gute Weiden darbietet und sich auch für den Ackerbau eignet. Allerdings ist für landwirthschaftliche Kulturen bei der bergigen Natur nur ein geringes Gebiet vorhanden, und außerdem leiden diese auch durch die verwilderten Ziegen. Eine reiche Beute an Fischen aller Art liefert das Meer.

Verschiedentlich ist versucht worden, Mas a tierra zu besiedeln. Im achtzehnten Jahrhundert legten auf ihr die Spanier, um einen Stützpunkt zur Unterdrückung der Seeräuber zu gewinnen, ein Fort an, von dem noch Reste erhalten sind. Im Jahre 1868 gründete auf ihr der deutsche Ingenieur Robert Wehrdan eine Kolonie, die aber bald wieder einging. In diesem Jahr besuchte auch das englische Kriegsschiff „Topas" die Insel. Die Offiziere stifteten zur Erinnerung an Selkirks Aufenthalt eine Gedenktafel, die kurz seine Lebensschicksale schildert und die Namen der Stifter aufführt. Dann suchte im Jahre 1877 wieder ein Schweizer auf der Insel Fuß zu fassen. Im Verein mit einer Anzahl Kolonisten, die zuletzt bis auf zwanzig Köpfe wuchsen, legte er eine Meierei größeren Stiles an, um ihre Produkte, Butter und Käse, nach Chile zu exportieren. Infolge der mangelhaften Schiffsverbindung gelangte aber das Unternehmen zu keiner rechten Blüthe, so daß es aufgegeben wurde. Nach dieser Zeit haben nur noch Walfischfänger gelegentlich auf der Insel ihre Hütten aufgeschlagen, um sich hier mit frischem Fleisch zu verproviantieren.

Jetzt scheint nun das Geschick der Insel für lange Zeit endgültig entschieden zu sein. Die chilenische Regierung ließ unlängst Mas a tierra durch eine Kommission auf ihre Bewohnbarkeit und Bodenverhältnisse untersuchen. Da der Bericht befriedigend ausfiel, so beabsichtigt Chile nunmehr, auf der Insel eine Deportationsstation für Sträflinge zu errichten. Es sollen zu diesem Zweck Wohngebäude, Scheunen und Ställe erbaut werden, damit die Sträflinge unter Aufsicht von Beamten Landwirthschaft und Viehzucht treiben. *

Wie der Chinese pumpt.

Der „Ostasiatische Lloyd" veröffentlicht einen interessanten Artikel über den „Chinesen in Geldverlegenheiten". Das Pfandhauswesen ist in China bekanntlich sehr entwickelt und nicht nur der Nothleidende nimmt, wie bei uns, das Leihhaus in Anspruch, sondern auch der kleine Spekulant und das ist jeder Chinese. Das Leihhaus ist für den Chinesen des Mittelstandes Kleiderschrank und Geräthekammer, der Ort, wo er dem Verderben ausgesetzte und von Dieben bedrohte Gegenstände aufbewahrt und zugleich Geld dafür geliehen erhält. Die Zinsen betragen 3 proz. pro Monat. Ist der Chinese arg in der Klemme, hat er auch schon seinen Grundbesitz belastet, so kann er immer noch Frau und Kind verpfänden. — Oft kommt es vor, daß der geldbedürftige Chinese, um ein Darlehen zu erhalten, einen Verein gründet. Angenommen Herr Wang braucht 60 Dollars, besitzt aber nur 5. Dann ladet er zwölf Bekannte zu einer vertraulichen Besprechung ein und eröffnet ihnen, daß er einen Leihverein gründen wolle. Selten schließt sich jemand aus, da ja jeder in eine ähnliche Lage kommen kann. Wang wird Vorsitzender des Vereins und nimmt nun von jedem einen monatlichen Beitrag von 5 Dollars entgegen. So hat er zunächst seine 60 Dollars. Im zweiten Monat zahlt wieder jeder 5 Dollars und nun erhält das zweite Mitglied 55 Dollars. So wird die Zahlung jeden Monat fortgesetzt bis im zwölften Monat das zwölfte Mitglied seinen vollen Beitrag zurückerhalten hat. Dann löst sich der Verein wieder auf, denn Herr Wang hat seine 55 Dollars in monatlichen Raten abgezahlt.

Schmeichlern gegenüber wird Mißtrauen zur Tugend.